Literatur

Busse, Dietrich: *Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution*. Tübingen: Niemeyer, 1992 (Germanistische Linguistik 131).

Busse, Dietrich: »Verstehen und Auslegung von Rechtstexten – institutionelle Bedingungen.« In: Lerch, Kent D. (Hrsg.): *Recht verstehen. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht*. Berlin: de Gruyter, 2004, 7–20.

Kalverkämper, Hartwig: »Der Einfluß der Fachsprachen auf die Gemeinsprache.« In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*. Berlin: de Gruyter, 1990, 88–133.

Kühn, Peter: »Juristische Fachtexte.« In: Helbig, Gerhard; Götze, Lutz; Henrici, Gert; Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. 1. Halbband. Berlin: de Gruyter, 2001, 582–594 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 19.1).

Nussbaumer, Markus: »Zwischen Rechtsgrundsätzen und Formularsammlung: Gesetze brauchen (gute) Vagheit zum Atmen.« In: Bhatia, Vijay K. u. a. (Hrsg.): *Vagueness in Normative Texts*. Bern: Lang, 2005, 49–71.

Lehrwerke

Veldenz-Dunne, Monika; Thorn, Karsten u. a.: *Deutsch als Fremdsprache für Juristen. Ein multimediales Lehr- und Lernprogramm*. München: Goethe-Institut, 2004.

Schiedermaier, Simone:

»Lyrisches Ich« und sprachliches »ich«. **Literarische Funktionen der Deixis**. München: iudicium, 2004 (Studien Deutsch 33). – ISBN 3-89129-144-2. 159 Seiten, Euro 16,80

(Ursula Renate Riedner, Kairo / Ägypten)

Mit ihrer Arbeit hat Simone Schiedermaier ein zentrales Problem der Lyriktheorie aufgegriffen, das im Konzept

des »lyrischen Ich« seine wohl prominenteste begriffliche Fassung gefunden hat. Daß das Konzept des »lyrischen Ich« dabei jedoch nur eine Etappe in der gut 200 Jahre umfassenden Theoriegeschichte der Bearbeitung der Frage nach der Relation von Lyrik und Subjektivität bildet, zeigt Schiedermaier im »theoretischen« Teil (Kapitel 2) ihrer Untersuchung. Dabei zeichnet sich ihr Vorgehen – trotz der Ankündigung, daß der Schwerpunkt der Arbeit auf der »theoretischen Fragestellung« und nicht auf der »Einzelanalyse literarischer Texte« liege (14) – dadurch aus, daß sie an keiner Stelle ausschließlich »trockene« Theorie referiert, sondern dieser immer auch die Praxis der Lyrikinterpretation zur Seite stellt. So arbeitet sie – quasi als Einstieg in den Theorieteil – am Beispiel literaturwissenschaftlicher Interpretationen zu Mörikes Gedicht *Im Frühling* aus dem Zeitraum zwischen 1950 und 1990 drei grundsätzlich unterschiedene Umgangsweisen mit dem Ausdruck »ich« im Gedicht heraus (Kapitel 2.1): Bis in die 60er Jahre hinein wird der Ausdruck »ich« mit der empirisch-biographischen Person des Dichters gleichgesetzt; die Interpretationen der 70er und 80er Jahre nehmen dagegen mit Formulierungen wie »sprechendes« oder »führendes Ich« (18), dessen Charakteristika über die Interpretation dann im einzelnen rekonstruiert werden, eindeutig Abschied von einer solchen Gleichsetzung. Ein erneuter Wandel zeichnet sich in den 90er Jahren ab: Ziel ist es nun nicht mehr, einen einheitlichen Referenten für »ich« zu bestimmen, sondern gerade die dezentrierte und disparate Verfaßtheit des sich im Gedicht ausdrückenden Subjekts herauszuarbeiten. Daß die Praxis der Lyrikinterpretation hier die Entwicklung der literaturtheoretischen Diskussion zur Relation von Lyrik und Subjektivität widerspiegelt, machen die

folgenden Unterkapitel (2.2 bis 2.5) deutlich. Wie Schiedermaier ausführt, entwickelt sich in der deutschsprachigen Poetik erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine eigenständige Lyriktheorie, die vom Hegel'schen Idealismus geprägt ist und das lyrische Gedicht zur poetischen Norm der Ausdrucksästhetik schlechthin erhebt. Die idealistische Lyriktheorie, die bis ins 20. Jahrhundert fortwirkt, versteht Lyrik als Ausdruck der wahrhaften Empfindungen eines Dichters als herausgehobenem Individuum – eine Auffassung, die in der für die Erlebnislyrik auf den ersten Blick naheliegenden Gleichsetzung von Gedicht-Ich und Dichter-Ich ihren interpretatorischen Niederschlag findet. Von einem solchen Konzept setzt sich der Begriff des ›lyrischen Ich‹ explizit ab, der 1910 von Margarete Susmann entwickelt wird und in den nächsten 60 Jahren die Lyriktheorien dominiert. In die interpretatorische Praxis findet er – wie Schiedermaiers Beispiel des Mörike-Gedichts zeigt – offensichtlich erst mit großer zeitlicher Verzögerung Eingang, interessanterweise zu einer Zeit, in der der Begriff in der Theoriedebatte wegen seiner terminologischen Unschärfe z. T. bereits wieder in die Kritik geraten ist. Zwar löst der Begriff des ›lyrischen Ich‹ die idealistische Vorstellung einer eindeutigen Repräsentationsrelation zwischen dem sprachlichen Ausdruck ›ich‹ und dem Autor ab; wie Schiedermaier herausstellt, steht jedoch die Frage nach der referenzsemantisch zu bestimmenden Bedeutung des Ausdrucks ›ich‹, die dann z. B. als spezifischer Subjektivitätseinsatz oder als bestimmter Typus von Subjekt rekonstruiert wird, im Zentrum auch dieser Konzeption.

Grundsätzlich infragegestellt wird die Trennung von lyrischem Ich und empirischem Autor seit den 80er Jahren durch die an psychoanalytischen Sub-

jektmodellen orientierte dekonstruktive Literaturwissenschaft, die auf dem Hintergrund eines veränderten Subjektbegriffs wie auch eines neuen Sprachbegriffs die Möglichkeit der Identifizierung und Festschreibung des Gedicht-Ichs ebenso wie des Autor-Ichs verwirft. Beide werden gleichermaßen als rein sprachliche Konstituierung von Wirklichkeit verstanden. Auch wenn damit die Referenz von Sprache auf Wirklichkeit negiert wird, bleibt, wie Schiedermaier zeigt, auch die dekonstruktive Lyriktheorie letztlich einem Repräsentationsmodell von Sprache verhaftet: Ihre Repräsentationsfunktion wird darin gesehen, »ein imaginiertes Objekt zu schaffen« (42/43).

Dem setzt Schiedermaier im dritten und vierten Kapitel (den eigentlichen Hauptteilen der Arbeit) eine grundsätzlich andere Herangehensweise entgegen. Dabei knüpft sie an in den 70er Jahren laut werdende Forderungen nach einer linguistischen Fundierung der Bestimmung des ›ich‹ im Gedicht an, die sich auf der Basis der damals gerade wieder entdeckten Deixistheorie von Karl Bühler eine neue wissenschaftliche Präzisierung des in der Literaturwissenschaft weitgehend undifferenziert gebrauchten Begriffs des ›lyrischen Ich‹ erhoffen. Im Gegensatz zu den eher vereinzelt arbeitenden, die seit den 70er Jahren tatsächlich eine linguistische Neubestimmung des lyrischen Ich als Deixis versucht haben, jedoch im Zusammenhang einer semiotischen Deixisauffassung wiederum die Frage nach der Referenz des ›ich‹ in den Mittelpunkt gestellt haben, ohne das Problem der unklaren Referenz des Ausdrucks ›ich‹ im Gedicht befriedigend lösen zu können, greift Schiedermaier auf ein handlungstheoretisch fundiertes Deixiskonzept und damit auf neuere Ergebnisse der linguistischen Deixisforschung zurück, die auf

der Grundlage von Bühlers Deixistheorie von Konrad Ehlich (und einer Reihe auf ihn aufbauender Arbeiten) ausgearbeitet wurde.

Im Gegensatz zu semiotisch ansetzenden Deixistheorien, die sich primär um die Bestimmung der »Zeigobjekte der Zeigwörter« (71) bemühen, liegt Ehlichs Schwerpunkt auf der Herausarbeitung der grundsätzlichen Unterscheidung der *sprachlichen Handlung des Zeigens* von der mit Mitteln des Symbolfeldes vorgenommenen sprachlichen Handlung des Referierens auf Wirklichkeits-elemente:

»So dienen die Ausdrücke des *Symbolfeldes* uns zur Wiedergabe von Wirklichkeit (und sei es vorgestellter oder eingebildeter Wirklichkeit). Die Ausdrücke des *Zeigfeldes* dienen uns dazu, [...] den Aufmerksamkeitsfokus des Hörers so zu lenken, daß er tatsächlich auf dasselbe orientiert ist wie der Aufmerksamkeitsfokus des Sprechers.« (Ehlich 1997: 167)

Die Funktion deiktischer Sprachmittel ist dementsprechend eine Orientierungsfunktion, die die Aufmerksamkeit des Hörers jeweils neu auf grundlegende Elemente des Handlungsraums von Sprecher und Hörer fokussiert: sei es auf die Sprecher- und Hörerrolle (*ich – du*), den Ort (*hier – da – dort*), die Zeit (*jetzt – damals*) oder auf Objekte (*dieser – jener*) oder Aspekte an Objekten (*so*). Ausgangspunkt des Zeigens bildet dabei, wie schon Bühler herausgearbeitet hatte, die unmittelbare Sprechsituation: das Ich-Hier-Jetzt des Sprechens. Mit deiktischen Sprachmitteln kann jedoch nicht nur im Raum der Kopräsenz von Sprecher und Hörer, also dem gemeinsamen Wahrnehmungsraum, gezeigt werden, sondern auch in anderen Verweisräumen, die der unmittelbaren sinnlichen Gewißheit entzogen sind und die Ehlich (in der Reihenfolge ihres zunehmenden Abstraktionsgrades) systematisch als Rederaum, Text-

raum und Vorstellungsraum bestimmt. Die deiktischen Prozeduren funktionieren in allen Verweisräumen gleich, erfordern jedoch mit zunehmendem Abstraktionsgrad eine jeweils höhere Kooperationsleistung des Hörers bzw. Lesers: Dies gilt besonders für die Verwendung deiktischer Ausdrücke in literarischen Texten, in denen sich das Zeigen weitgehend im Vorstellungsraum vollzieht.

Die in Kapitel 3 ausgeführte linguistische Bestimmung der Deixis dient Schiedermaier als Grundlage für ihre exemplarischen Analysen an einem Korpus von Gedichten Josef von Eichendorffs und Peter Huchels. Die Textauswahl ist dabei auf das Anliegen der empirischen Überprüfung der vorgängigen Theoriediskussion hin ausgerichtet: Mit Eichendorff hat Schiedermaier einen Autor aus der »Hochphase der Erlebnislyrik« ausgewählt, »die gemeinhin als das literaturgeschichtliche Pedant zum literaturtheoretischen Begriff des lyrischen Ich gilt« (14). Mit Huchel hat sie dagegen gezielt einen Autor gewählt, dessen Gedichte in ihrer Hermetik im expliziten Gegensatz zur Erlebnislyrik stehen, »jedoch mit den Deixeis von den gleichen sprachlichen Mitteln wie Eichendorff Gebrauch machen« (ebd.). In ihrer Analyse geht Schiedermaier systematisch von einem Verständnis literarischer Texte als Interaktion zwischen einem Sprecher bzw. Autor und einem Hörer bzw. Leser aus. Die Textanalyse zielt dabei gerade nicht darauf ab, mögliche Referenzen für den sprachlichen Ausdruck ›ich‹ in den Gedichten zu bestimmen, sondern den vom Autor initiierten und vom Leser nachzuvollziehenden Verstehensprozeß zu rekonstruieren, der durch die Deixisverwendung im literarischen Text »in ihrer spezifischen Funktion ausgelöst und gesteuert wird« (86). In der Verbindung der Analyse von sprachlichem Handeln

und literarischer Wirkung kann sie dabei an (wie auch die vorliegende Untersuchung im Umfeld des Münchner Instituts für Deutsch als Fremdsprache/Transnationale Germanistik entstandene) Arbeiten zur handlungsorientierten Deixisanalyse im Zusammenhang literaturwissenschaftlicher Fragestellungen von Krusche (2001) und Riedner (1996) anknüpfen.

Schiedermairs Analysen zeigen eindrucklich, welche neuen Perspektiven sich eröffnen, wenn man sich von dem mehr als zweihundert Jahre alten Zwang befreit, die Frage nach dem Ich im Gedicht auf die Frage nach dem sich hinter dem Ausdruck ›ich‹ verborgenden Subjekt des Gedichts zu verengen. Sie setzen dem »Wer liegt auf dem Frühlingshügel?«, mit dem sie ihren den Theorieteil einleitenden Blick in die literaturwissenschaftliche Praxis der Analyse des Mörike-Gedichts *Im Fröhling* überschrieben hatte, eine Herangehensweise gegenüber, die den Ausdruck ›ich‹ ebenso wie die Verwendung anderer deiktischer Ausdrücke als Mittel der Schaffung einer jeweils spezifisch perspektivierten Anschaulichkeit versteht, die der Leser nachvollziehen und in seiner Vorstellung konkretisieren muß:

»Wenn ein Autor den Ausdruck ›ich‹ verwendet, präsentiert er ein Geschehen nicht in unbeteiligter Beobachterposition, sondern aus einer Sprecherperspektive [...]. Der Ausdruck ›ich‹ lässt dem Leser keine Rezeptionsalternative zur Sprecherperspektive. Der Autor wählt mit dem Ausdruck ›ich‹ eine *subjektive Darstellungsweise*, die ein Geschehen aus einer bestimmten Perspektive präsentiert und nicht in seiner *Objektivität* darstellt. In diesem Sinne erzeugt der Ausdruck ›ich‹ eine starke Wirkung von Subjektivität. Die Funktion von ›ich‹ ist die Vorgabe dieser für den Leser verbindlichen Perspektive, d. h. ist in einer elementaren Weise daran beteiligt, Autor und Leservorstellung zu vereinheitlichen.« (116)

Die Analyse der Gedichte von Eichendorff und Huchel auf der Basis einer linguistischen Bestimmung des Ausdrucks ›ich‹ dient bei Schiedermair primär dem Zweck, den Zusammenhang zwischen dem literaturwissenschaftlichen Begriff ›lyrisches Ich‹ und dem sprachlichen Ausdruck ›ich‹ im Gedicht zu klären. Daß sich ihr analytisches Verfahren auch für eine nähere Bestimmung spezifischer Lyrikformen eignet, demonstriert Schiedermair zumindest ansatzweise in einem der Zusammenfassungen der Ergebnisse zur Seite gestellten Ausblick (Kapitel 5.1 und 5.2). Über die exemplarische Analyse des Gedichtes *Willkommen und Abschied* als prototypischem Text der Erlebnislyrik skizziert sie, wie über eine solche Analyse die Spezifika historisch bestimmter, unterschiedlicher Formen der Lyrik herausgearbeitet werden können.

Fazit: Das Buch ist nicht nur gut lesbar, sondern gibt auch einen kompetenten Überblick über den Stand der Diskussion und entwickelt ein analytisches Vorgehen, das über die sprachliche Detailanalyse Rückschlüsse auf die literarische Wirkung erlaubt, die hervorragend für die Vorbereitung der Vermittlung von lyrischen Texten im fremdsprachigen und fremdkulturellen Zusammenhang genutzt werden können.

Literatur

- Ehlich, Konrad: »Linguistisches Feld und poetischer Fall – Eichendorffs Lockung.« In: Ders. (Hrsg.): *Eichendorffs Inkognito*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1997, 163–194.
- Krusche, Dietrich: *Zeigen im Text. Anschauliche Orientierungen in literarischen Modellen von Welt*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001.
- Riedner, Ursula Renate: *Sprachliche Felder und literarische Wirkung. Exemplarische Analysen an Brigitte Kronauers Roman ›Rita Münster‹*. München: iudicium, 1996.